

Pfade finden im Sperrgebiet

Deutsche und tschechische Schüler begeben sich auf die Spuren verschwundener Dörfer im Böhmerwald

VON KLAUDIA HANISCH

Würden die Schneeglöckchen nichts anderes verkünden, dann könnte man sich auch im tiefsten November wöhnen. Es ist ein frostiger Apriltag, der den Böhmerwald mit kalter Nässe überzieht. In der Ferne steigen Dampf Wolken auf. Wald soweit das Auge reicht. Kaum vorstellbar, dass sich hier früher einmal mehrere Dörfer befanden.

30 Schüler des Masaryk-Gymnasiums in Pilsen und der Gymnasialstufe des Schulzentrums „Geschwister Scholl“ in Bremerhaven sind aufgebrochen, um Spuren dieser Ortschaften zu suchen. Das Projekt heißt „Wege suchen – Geschichte sehen“ („Na cestě za přiběhy“). Anhand der Geschichte von Zwangsarbeit und Vertreibung setzen sich die Jugendlichen im Alter von 14 bis 19 Jahren mit der Bedeutung des allgemeinen Rechts auf Freizügigkeit auseinander. Die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ sowie der Deutsch-tschechische Zukunftsfonds sind die Hauptförderer des Projekts.

Bereits im November letzten Jahres waren die tschechischen Schüler für eine Woche in Bremerhaven zu Besuch. Nun ist der Gegenbesuch aus Deutschland da. In der Woche haben die Teenager bereits einen Angehörigen von Holocaust-Opfern in Prag ge-

troffen. Am Tag darauf erzählte die 90-jährige Urgroßmutter der Schülerin Nela Randová, wie sie mit 17 Jahren als Zwangsarbeiterin nach München gebracht wurde. Alle Beteiligten waren von den Begegnungen mit den Zeitzeugen zutiefst beeindruckt.

Nun, an diesem winterlichen Frühlingstag, besuchen die Schüler das an einem Hang gelegene Dorf Mauthaus. Auf den ersten Blick fühlt man sich hier ein wenig verloren. Die Schüler bekommen alte Landkarten, versuchen sich zu orientieren und herauszufinden, wo sich befand. Es sind nur wenige Spuren einer menschlichen Siedlung im Waldboden auszumachen. Reste, die von Menschen und Tieren nicht fortgetragen worden sind: teilweise erhaltene Keller, einzelne Gebrauchsgegenstände, der Knochen eines Nutztieres, wahrscheinlich ein Rind. Alte Fotografien geben den Schülern einen Eindruck vom Leben im Dorf. 1930 gab es in Mauthaus 34 Anwesen mit 188 deutschen Bewohnern. Es scheint, der Wald hätte mit der Zeit alles bedeckt: Ruinen, Straßen, menschliches Drama.

Wilde Wirtshausgeschichten
Zdeněk Procházka, Regionalhistoriker aus Leidenschaft, erzählt die Geschichte der verschwundenen Dörfer. Die Projektkoordinatorin Wiebke Wittenberg



Auf der Suche nach untergegangener Zivilisation

Fotos: Klaudia Hanisch

von der Bürgerinitiative Antikomplex übersetzt ins Deutsche: Nach der Unterzeichnung des Münchner Abkommens annektierte das Dritte Reich das gesamte Gebiet des Böhmerwaldes mit seiner langen Glasmacher-Tradition. Infolge des Zweiten Weltkriegs musste dann die deutsche Bevölkerung ihre Häuser verlassen. Ende der 1940er Jahre wurde eine Sperrzone im Grenzstreifen errichtet, der sich stellenweise bis zu zehn Kilometer von der Staatsgrenze ausdehnte. Schwere Bulldozer schluckten die Häuser, die jenseits dieses Streifens lagen, von der Landfläche.

40 Jahre lagen die Ruinen der Dörfer Mauthaus, Seeg und Grafenried quasi im Niemandsland. Nur wagemutige Wanderer wie Procházka trauten sich zur Zeit des Eisernen Vorhangs in das Sperrgebiet. Er erinnert sich an die vielen Grenzsoldaten und Schilder „Grenzzone – Betreten verboten!“. Erzählungen über Festnahmen in der Grenzzone entwickelten sich bald zu beliebten Wirtshaus-Geschichten. Procházka selbst wurde etwa 15 Mal festgenommen, meistens aber nach kurzer Zeit wieder freigelassen.

Im Seeg treffen die Teenager Hans Laubmeier. Als er fünf Jahre alt war, wurde er zusammen mit seiner Mutter ausgesiedelt. Das war im Sommer 1946. Der Vater und der Bruder waren noch im Krieg.

Laubmeier nimmt die Schüler mit auf einen Spaziergang durch das Sumpftal, wo sich einst das Dorferstreckte. Er weist mit dem Zeigefinger auf jene Stellen, an denen sich Häuser, Mühlen und Weiher befanden. Es sind die Erinnerungen eines fünfjährigen Jungen, die Laubmeier mit den Teenagern teilt: „Dort stand unser Haus, dort bin ich geboren. Gegenüber wohnte die Großmutter, die mir immer Äpfel schenkte.“ Unterhalb des Teichauslaufs zeigt er auf die Überreste eines Mühlenhauses. Aus einer Öffnung in der Mauer ragt immer noch die Welle des zerstörten Wasserrades heraus.

Das Vieh hatte Schmerzen

Zum Auswerten bekommen die Schüler ein gedrucktes Interview, in dem Laubmeier seinen letzten Tag in Seeg, den Tag seiner Aussiedlung, beschreibt. Dort lesen sie, wie die Dorfbewohner mit einem Lastwagen abgeholt wurden. Dass der Fahrer sehr schnell in die Kurven gefahren ist und die Menschen Angst hatten, herunterzufallen: „Ich kann mich auch noch daran erinnern, dass die Hunde gebellt und die Kühe geschrien haben, das Vieh ist ja nicht gemolken worden und hatte Schmerzen“, erzählt Laubmeier.

Die Kälte und Nässe macht einigen Schülern langsam zu schaffen. Immer wieder nieselt es an diesem Tag. In der Gruppe sind Scouts, die mit Trekking-

Schuhen, Wanderrucksäcken und Outdoor-Jacken auf das schlechte Wetter bestens vorbereitet sind. Doch einige Stadtkinder hadern damit, mehrere Kilometer zu Fuß zu laufen. Statt festem Schuhwerk tragen sie rote und weiße Chucks, die im Laufe der Wanderung durch den matschigen Waldboden Tarnfarben annehmen.

Die Gruppe erreicht das dritte verschwundene Dorf. In der Ruine eines Hauses bereitet der Geschichtslehrer Antonín Kolář mit einigen Schülern ein Lagerfeuer vor. Im Jahr 1930 lebten in Griefenried 247 Menschen. Es gab hier ein kleines Schloss, das als Schule genutzt wurde und eine Kirche mit Denkmalstatus. Unweit des ehemaligen Dorfplatzes hat sich der Friedhof erhalten, dessen Anblick

an die Bilder von Caspar David Friedrich erinnert. Die wenigen erhaltenen Grundmauern sind überzogen mit einer hellgrünen Mooschicht.

Reiseführer geplant

Unweit der Feuerstelle stehen die Überreste der St.-Georg-Kirche, die 2011 auf Initiative von Laubmeier und Procházka freigelegt wurden. Die beiden hatten sich im Winter 1990/1991 kennen gelernt. Laubmeier sprach nur Deutsch, Procházka Tschechisch. Doch das gemeinsame Interesse für die Geschichte der verschwundenen Dörfer war stärker als die Sprachbarriere. „Wir haben uns mit Händen und Füßen Zeichen gegeben“, sagt Laubmeier.

Am Ende des Projektes „Wege suchen – Geschichte sehen“ soll eine Broschüre als historischer Führer durch die besuchten Regionen erscheinen. Die Geschichte von Procházka und Laubmeier kann für die Teilnehmer des bilingualen Schulprojekts als bestes Beispiel dafür dienen, wie Menschen unterschiedlicher Herkunft, die nicht einmal die gleiche Sprache sprechen, gut zusammenarbeiten und gemeinsam die Erinnerung an Orte am Leben halten können.

Laubmeier hat in Regensburg längst eine neue Heimat gefunden und lädt die Schüler herzlich ein, ihn dort zu besuchen. Auch darüber würde er ihnen gerne erzählen. Der Abschied von Laubmeier ist für viele ein rührender Moment. Doch am Ende des Tages sind die Schüler glücklich, wieder im warmen trockenen Bus nach Pilsen zu sitzen. Es fängt wieder an zu regnen.



Würstchengrillen in den Ruinen



Mit Händen und Füßen: Laubmeier und Procházka

„Das größte Problem sehen wir im Rechtsextremismus“

Tomáš Jelínek, Geschäftsführer des Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds, spricht über den aktuellen Förderschwerpunkt Antirassismus

Der Deutsch-Tschechische Zukunftsfonds fördert 2013 speziell Projekte, die sich der „Erziehung zur Demokratie und Prävention von Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und Rassismus“ widmen. Bis zu 70 Prozent der Kosten übernimmt die Stiftung, wenn Projektmacher ein Vorhaben zu diesem Thema umsetzen wollen. Für gewöhnlich steuert der Zukunftsfonds bei Partnerschaftsprojekten bis zu maximal 50 Prozent der Gesamtkosten bei. Tomáš Jelínek, Geschäftsführer des Zukunftsfonds, bilanziert im Interview mit PZ-Redakteurin Nancy Waldmann die erste Ausschreibungsrunde.



Tomáš Jelínek

Foto: privat

gegnungen oder Lehrerfortbildungen nicht nur mit neuen Themen. Es haben sich auch neue Projektformate entwickelt.

Welche Formate sind das?

Jelínek: Einige Projekte setzen sich mit dem „bystander effect“

auseinander, also mit der Rolle der Augenzeugen menschenverachtenden Verhaltens – Stichwort „Zivilcourage“. Ein anderes Projekt bindet Aussteiger aus der rechtsradikalen Szene ein. Wir halten es für wichtig, dass den Menschen eine Perspektive aufgezeigt wird. Neu sind in unserem Förderspektrum auch einige Aktivitäten von Gay Pride-Festivals, die langfristig – so die Hoffnung – für mehr Akzeptanz sorgen.

Bewerben sich für den aktuellen Schwerpunkt mehr Projektmacher als früher?

Jelínek: Allein für den Themenschwerpunkt haben sich im Rahmen der ersten Ausschreibungsrunde 16 Projekte beworben. In der Anfangsphase des vorherigen Jahresthemas „Sprachförderung“ waren es 6 Projektanträge von insgesamt mehr als 50, die im Laufe des Jahres 2012 gefördert wurden.

Warum haben Sie Ihren Schwerpunkt auf Anti-Diskriminierungsarbeit und die Bekämpfung von Rechtsextremismus gelegt?

Jelínek: Wir reagieren auf aktuelle Ereignisse: die Ausschreitungen 2011 gegen Roma in Nordböhmen, Forschungsergebnisse, die auf eine fortschreitende Radikalisierung der Jugend hinweisen, der NSU-Skandal in Deutschland. Außerdem haben wir die historische Aufgabe, Opfer des Nationalsozialismus zu unterstützen. Deswegen fühlen wir uns verpflichtet, gegen Menschenverachtung auch heute vorzugehen. Das Ziel, dass Deutsche und Tschechen miteinander reden, haben wir erreicht. Jetzt möchten wir, dass man gemeinsam an der Lösung von Problemen arbeitet.

Unterscheidet sich der Grad an zivilgesellschaftlicher Aktivität in Deutschland und Tschechien?

Jelínek: Zwischen den Ländern weniger. Mir ist aber aufgefallen, dass es im Rahmen des Themenschwerpunktes mehr Zusammenarbeit zwischen Tschechien und Sachsen gibt als zum Beispiel zwischen Tschechien und Bayern.

Woran liegt das?

Jelínek: In Nordböhmen, nah an der sächsischen Grenze, sind jetzt mehr Initiativen tätig, die Menschenrechtsarbeit machen. Und in Sachsen ist man wegen der starken Rolle der NPD aktiver gegen Rechtsextremismus. Diese Leute vernetzen wir.

Im Ausschreibungstext ist nicht nur die Rede von Rechtsextremismus, sondern von „Extremismusprävention“. Welcher Extremismus ist gemeint?

Jelínek: Wir zählen dazu auch sogenannte „hate crimes“, die nicht immer einer politischen

Motivation der Täter zuzuordnen sind. Das Problem Rechtsextremismus ist für uns aber das größte.

Das Land Sachsen verlangt in seinen Förderprogrammen gegen Rechtsextremismus eine schriftliche Erklärung, in der sich Mittelempfänger zu Demokratie bekennen müssen. Dieser Gesinnungstest ist umstritten, weil sich viele Vereine als links-extremistisch kriminalisiert sehen. Müssen Fördermittelempfänger beim Zukunftsfonds beweisen, dass sie nicht extremistisch sind?

Jelínek: Nein, das stand bei uns nie zur Debatte. Wir prüfen allerdings den Inhalt der Projekte sehr genau, auch, ob sie plausibel sind im Kontext der sonstigen Arbeit des Antragstellers. Extremistische Gruppierungen haben bei uns mit Anträgen also keine Chance.